

shitet toka

Aktuelle Anmerkungen zu Albanien



shitet toka

Aktuelle Anmerkungen zu Albanien

HDA Haus der Architektur, Graz
Palais Thinnfeld, Mariahilferstraße 2, 8020 Graz
12.12.2019 – 17.01.2020

KünstlerInnen:
Alban Hajdinaj
Dritan Hyska
Robert Krenn
Eva Mahr
Matilda Odobashi
Robert Pichler
Gentian Shkurti
Ergin Zaloshnja

Kurator: Michael Petrowitsch

Michael Petrowitsch

Das Projekt und die darin versammelten Positionen macht auf die rasante gesellschaftspolitische Entwicklung Albaniens in den letzten Jahren aufmerksam und geht zudem auf die österreichische Sicht dieser Entwicklung ein.

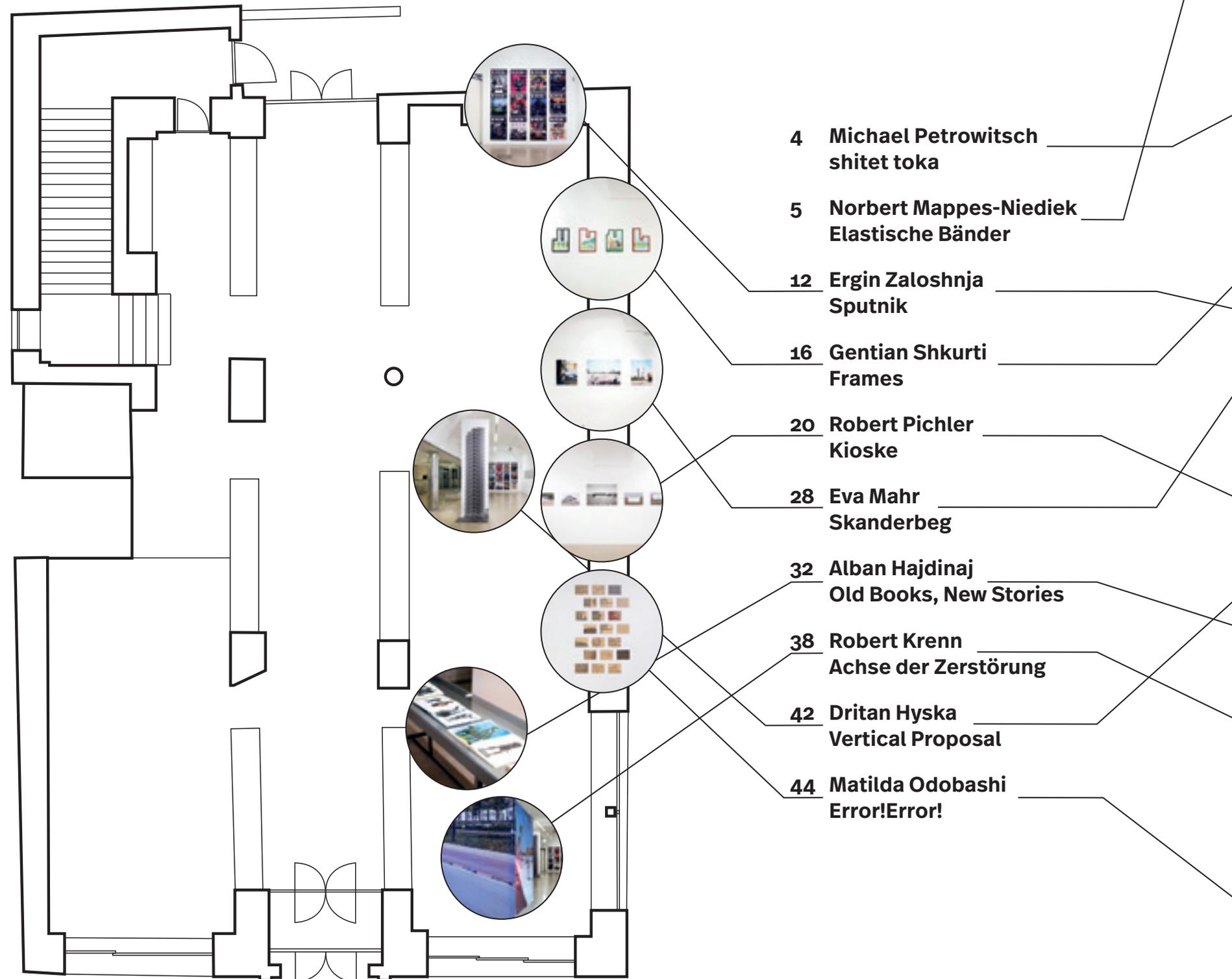
Einerseits entwickelt sich das Land international zunehmend zu einem Objekt des aktiven Handelns und zu einem wertvollen politischen Mitspieler auf europäischer Ebene, außerdem nimmt der Stellenwert Albaniens als immer beliebter werdendes Reiseziel stetig zu. Gleichzeitig verliert das Land zusehens den Nimbus des „Exotischen“. Trotz alledem verzögern sich im Moment – aus verschiedenen Gründen – die EU-Beitrittsverhandlungen. Wie reagieren Kunstschaffende auf diese Diskrepanzen und die damit verbundenen heterogenen Transformationsprozesse? So steht etwa das albanische „shitët toka“ für „Land/Grund zu verkaufen“. Der Begriff ist oftmals im albanischen Landschaftsbild auf Schildern zu finden und entwickelt dadurch eine Eigendynamik die auf Atmosphärisches hinweist.

Die Schau versammelt albanische und steirische Positionen – die gezeigten Arbeiten wurden speziell für die Ausstellung entwickelt – die gleichsam als Momentaufnahme gelten und außerdem die architektonischen Aspekte beleuchten.

The project and its protagonists spotlight the rapid sociopolitical development of Albania in recent years, additionally examining the Austrian view of this development.

On the one hand, the country is increasingly becoming a focus of bustling international activity and a valuable political player at the European level. What is more, Albania is continuing to grow in popularity as a holiday destination. At the same time, its aura of the “exotic” is waning fast. Nevertheless, EU accession negotiations are currently stalling—for various reasons. How do artists respond to these discrepancies and the attendant heterogeneous processes of transformation? For example, “shitët toka” means “land for sale” in Albanian. Often seen on signs dotting the Albanian countryside, the term develops a life of its own, pointing to atmospheric qualities.

The show brings together Albanian and Styrian perspectives—the works on show were developed specially for the exhibition—that are intended to present a snapshot of the current situation while also examining architectural aspects.



Shitete toka

Die dauerhafte Präsenz dieser Transformation führte etwa zu einer Auferstehung unzähliger Tycoons, zu einer Bereicherung zahlreicher Politiker anhand

eines Günstlingssystems und gleichzeitig zu einer Aufspaltung der Gesellschaft in eine neokapitalistische und eine ärmere Schicht. Natürlich – und wohl weitgehend unaufhaltsam – fiel der Transformationsprozess der Privatisierung zum Opfer.

Wie aber sieht die tagespolitische Realität aus?

Zeitgleich zum Kulturjahr 2018 wurde die österreichische Bundesregierung am Balkan aktiv und wollte die aufkeimende „Albanien-Route“ schließen.

In Anlehnung an ein Ausstellungsprojekt, das ich im Jahr 2007 kuratiert habe und im Zuge dessen ich 8 junge albanische Künstler im Hause zu Gast hatte, interessiert mich diese Diskrepanz zwischen Kultur- und Kunstanspruch auf der einen Seite und die radikalen politischen Schritte in der Realität auf der anderen. Was wurde etwa aus dem gesellschaftspolitischen Anspruch der Szene seit Mitte der Nullerjahre?

Das Projekt will auf die rasante Entwicklung der letzten Jahre in Albanien und die Reaktion auf diese Entwicklung von österreichischer Seite eingehen. Einerseits mutiert Albanien international zunehmend von einem Objekt des Geschehens (regionale Konflikte, Nothilfen) in ein aktiv handelndes politisches Subjekt, andererseits wird der Weg zur Integration in die euro-atlantischen Strukturen in dem Maße verkürzt, wie das Land die innere Stabilisierung und Demokratisierung vorantreiben will.

So galt es im österreichisch-albanischen Kulturjahr vorwiegend Fenster der Kultur und der Schönheit des Landes weiter als sonst zu öffnen, um „Gemeinsames neu zu entdecken, einander zu bestaunen und voneinander zu lernen.“ Auf der anderen Seite steht, um den deutschen Theoretiker Friedrich Tomberg zu zitieren, Folgendes im Raum: „In den Zeiten hingegen in denen Herrschaft als historisches Unrecht begriffen wird, wird auch

das Verhältnis der Kunst zu ihr als Diskrepanz empfunden. Die Schönheit der Kunst, weil der Realitätserfahrung entgegenstehend, wird zur Anklage gegen die Wirklichkeit.“

Folgende Fragstellungen interessieren uns unter anderem ausgehend von der oben angesprochenen Dialektik:

- Wie reagieren Kunst- und Kulturschaffende auf die Diskrepanz zwischen humanistisch gesinnten Repräsentationsveranstaltungen und politischer Realität am Beispiel der Beziehungen zwischen Albanien und Österreich?
- Wie kritisch sind Austauschprojekte zu beleuchten, die sich gerade in Zeiten einer Renaissance der Nationalstaatlichkeit mit der Überwindung ebendieser auseinandersetzen oder das zumindest vorgeben?
- Wie erleb(t)en Kunst- und Kulturschaffende in Albanien den rasanten Wechsel der Regime. Wie wirkt sich das auf die Kunstproduktion aus? Wie auf persönliche Lebensstrategien?
- Welche Auswirkungen hat die gesellschaftliche Entwicklung des Landes auf die Einschätzung österreichischer Kulturschaffender?

Ist der ursprünglich stark von „Exotik“ getriebene Blick auf dieses Land einer gewissen Normalisierung gewichen? Wie funktionieren vorbelastete Sichten auf „fremde“ Länder und Ethnien, wenn diese in einer „europäischen Normalität“ angekommen sind oder sich auf den Weg dorthin befinden?

Norbert Mappes-Niediek Elastische Bänder

Was Österreich und die Steiermark mit Albanien zu tun haben.

In einem Youtube-Filmchen kann man von der Steiermark nach Albanien in viereinhalb Minuten reisen. Verkehrsmittel ist ein Motorrad. Die Bilder der Head Camera sind so zusammengeschnitten, dass die lange Reise wie eine einzige, ununterbrochene Fahrt erscheint. Verblüffend, wie harmonisch die Etappen sich zusammenfügen, wie kontrastarm die Bilder sind. Rechts und links dehnen sich mal sanftere grüne Hügel aus, mal etwas höhere. Die Autos, die einem entgegenkommen, sehen alle gleich aus, ebenso die Häuser. Nur die Kirchtürme verändern sich. Anfangs tragen sie noch die barocken Zwiebelhelme. Dann werden sie schmaler, kriegen kegelförmige Hütchen und rücken ein wenig vom Kirchenbau ab. Später dann mischen sich hellere, besonders schmale ins Bild und dominieren es am Ende: die Minarette. Und schon sind wir da.

Mit dem Auto ist man zwischen Graz und Tirana heute dreizehn, vierzehn Stunden unterwegs, wenn man, wie unser Motorradfahrer, über Slawonien, Serbien und Nordmazedonien oder durch das Kosovo reist. An der Adriaküste entlang geht es theoretisch etwas schneller. Aber die Route hat ihre Tücken. Auf den 140 Kilometern durch Montenegro kann man auch einmal fünf, sechs Stunden unterwegs sein, wenn, wie im Sommer, sich der Urlauberverkehr über die Küstenstraße quält oder im hochgebirgigen Inland ein Erdbeben die Strecke verlegt. Grenzen sind ein Hindernis, besonders zur Hauptreisezeit. Oben herum, auf der nördlichen Strecke, muss man vier Mal den Pass zeigen, auf der Küstenstrecke drei Mal. Wer es geschickt anstellt und etwas mehr Geld ausgeben kann, kommt mit einem Mal aus: Man fährt nach Ancona oder Bari und nimmt dort die Fähre ins albanische Durrës.

Wie fern uns Albanien ist, hat mit Geographie am wenigsten zu tun. Das Land lag, von Österreich aus gesehen, schon im fernen und geheimnisvollen Orient, dann in der Hölle, dann vierzig Jahre lang auf einem anderen Stern. Schließlich durchlebte es, in den 1990-er Jahren, es eine Art ortloses Fegefeuer. Jörg Haider nutzte es als Metapher für postkommunistische Rückständigkeit, als er bemerkte, in Europa hätte neben Albanien nur Österreich noch kein Privatfernsehen – was,

Michael Petrowitsch

Die Basis

„Gemeinsames neu entdecken“, das war der Titel des österreichisch-albanischen Kulturjahres 2018. Ein Projekt, das (zwar) öffentlich (weitgehend) kaum wahrgenommen wurde, jedoch, wie in diesen Fällen üblich, die guten Beziehungen zwischen Albanien und Österreich (re-)präsentieren sollte.

Zitat aus der Programmschrift: „Ganz im Sinne des Mottos „Gemeinsames Neuentdecken“ liegt der Fokus nicht nur auf den historischen Verbindungspunkten zwischen Österreich und Albanien, sondern auf der gegenwärtigen Freundschaft der beiden Länder.“ Ziel war es, österreichische und albanische Kulturverbindungen zu stärken und den interkulturellen Austausch langfristig zu fördern.

Albanien hat, wie wohl die meisten anderen post-kommunistischen Länder in Ost- und Mitteleuropa, einen multiplen Transformationsprozess durchleben müssen. Es gab neben der politischen Transformation, von einem Einpartei- zum Mehrparteiensystem, vorwiegend einen wirtschaftlichen Übergang von einer Planwirtschaft in eine freie Marktwirtschaft und den Übergang der nationalen Sicherheit in ein System internationaler Gemeinschaften. Das hat natürlich Auswirkungen auf die Menschen und ihre Lebensweisen.

sofern es Albanien betrifft, gar nicht stimmte. Die deutsche Satirezeitschrift Titanic organisierte eine ulkig gemeinte Leserreise in das real existierende Absurdistan, die dann aber, was den Spaßfaktor anging, nicht hielt, was sie versprach. Die Teilnehmer, die eigentlich nur mal so richtig abblachen wollten, kamen ernst zurück.

Heute liegt Albanien nebenan. An seinen südlichen Stränden parken Jahr für Jahr mehr steirische Wohnmobile, durch seinen gebirgigen Norden kurven auffällig viele Motorräder mit Grazer oder Wiener Kennzeichen. Aus den „Verfluchten Bergen“ an der Grenze zu Montenegro und dem Kosovo, den „Bjeshkët e Nãmuna“, sind die traulichen „Albanischen Alpen“ geworden, eine Wortprägung des deutschen Naturforschers August Grisebach. Nach der Jahrtausendwende wurde Albanien zunächst ein Reiseziel für österreichische Pioniere – nach Marokko, Montenegro, Myanmar und der Mongolei. Inzwischen suchen sich auch deutsche Urlauberpärchen im Internet eine Fewo am „Livadhi Beach“ und fliegen für 156 Euro von Frankfurt nach Tirana.

Erste österreichisch-albanische Begegnungen liegen ein halbes Jahrtausend zurück. Auf nicht ganz geklärte Weise erwarb der habsburgische Erzherzog Ferdinand II., ein begeisterter Sammler, Schwert und Helm des Skanderbeg. Heute ist der Schatz im Kunsthistorischen Museum Wien zu bestaunen. Als Helm und Schwert 2012 zur Hundertjahrfeier des unabhängigen Albanien erstmals in Tirana gezeigt werden konnten, reisten gleich zwei Minister aus Österreich an. Der ursprüngliche Besitzer war eine Art Che Guevara des 15. Jahrhunderts gewesen. Bewundert und angefeuert von einer großen Fangemeinde in glücklicheren Teilen Europas, besonders in Österreich, erfuhr der Held jedoch kaum wirkliche Unterstützung. Dafür wurde er ein dankbarer Gegenstand von Projektionen. Weil der Fürst aus der Hafenstadt Alessio, albanisch Lezha, gegen die Osmanen kämpfte, eignete er sich erst für westliche Katholiken und später auch für albanische Kommunisten als Held: Die einen machten ihn zum Bannerträger des Christentums, die anderen zum Uralbaner, der sein Land vor dem Einbruch der bösen Welt verteidigte.

Als das Osmanische Reich schwächelte und die Habsburger ihre Fühler immer weiter nach Südosten ausstreckten, rückte auch Albanien wieder ins Blickfeld. Als erste ausländische Macht errichtete Österreich schon 1751 auf albanischem Boden ein Konsulat. Von

Durrës aus, der Hafenstadt unweit der heutigen Hauptstadt, verteilten die Österreicher die Post aus Europa über den Balkan – eine gefragte Dienstleistung für die Einheimischen, denn die türkische Post, organisiert von den Tataren, galt als eine Katastrophe. 1801 kam schon das zweite Konsulat, in Shkodra oder Scutari, wie die Stadt im Norden damals genannt wurde.

In Scutari stießen die Österreicher auf einige Bergstämme, die den muslimischen Osmanen über die Jahrhunderte getrotzt hatten und Christen geblieben waren, katholische überdies – ein passender Anker für das habsburgische Eroberungsstreben. Nach jedem Sieg im jahrhundertelangen österreichisch-osmanischen Tackling ließen sich die habsburgischen Sieger vertraglich Schutzrechte für die Katholiken sichern, die im Herrschaftsbereich des Sultans lebten.

Die Achse Österreich-Albanien, die damals entstand, erwies sich als belastbar. Nach und nach rundeten sich die Verträge zu einem „Kultusprotektorat“ Österreichs über die Katholiken im „Orient“. Dabei interessierte sich Wien weniger für die Kopten in Ägypten oder die christlichen Palästinenser, sondern vor allem für die grenznahen Gebiete – erst Bosnien, dann Albanien. Um Glaubensfragen ging es dabei nur vordergründig. Auch Frankreich, sonst der Kirche weniger zugetan, versuchte sich als „Schutzmacht“. Um jeden Posten im Erzbistum Durrës intrigierten Österreicher, Franzosen und Italiener hingebungsvoll gegen einander. Wien bestand darauf, dass die Katholiken im Osmanischen Reich, wenn sie nur irgendwo eine Kirche bauen wollten, sich nicht an den Sultan wenden, sondern den Weg über die österreichischen Konsulate gehen sollten.

Mit dem machtpolitischen ging im 19. Jahrhundert ein wissenschaftliches Interesse an Albanien einher. Ein Ungar, Franz von Nopcsa, galt als der führende Albanienforscher seiner Zeit. Zum westlichen Basislager der Achse entwickelte sich Graz; bis heute ist hier erheblicher Sachverstand zu albanischen Themen versammelt. An der Karl-Franzens-Universität entstand die Albanologie. Ein Grazer Professor, Gustav Meyer, erforschte als erster die albanische Sprache. Erste albanische Studenten schrieben sich in Graz und Wien ein und begründeten eine Tradition, die sich bis heute erhalten hat.

Die Neugier zahlte sich aus. Dank überlegenen Wissens hatte Österreich in den Konkurrenzkämpfen um Albanien mit

seiner Politik der „friedlichen Durchdringung“ bald die Nase vorn. Die Diplomatie verstand es, die wachsenden Kenntnisse über das exotische Balkanland zum politischen Vorteil einzusetzen, wie der Grazer Historiker Kurt Gostentschnigg nachgewiesen hat. Anders als die Franzosen, die den Albanern Französisch beibringen wollten, erteilten die Österreicher den Albanern an ihren Schulen lieber Unterricht in der „Muttersprache“, einem Idiom, das passenderweise gerade von österreichischen Wissenschaftlern kodifiziert wurde. Den aufkommenden Nationalismus, den Habsburg in seinem eigenen Machtbereich so fürchtete, entschloss es sich im osmanischen Nachbarreich zu unterstützen.

Dabei ging es stramm strategisch zu. Bei einem Geheimgespräch 1896 in Wien entschieden sich die führenden Diplomaten dafür, auf einen künftigen albanischen Nationalstaat zu setzen – zu einem Zeitpunkt, als die meisten Albaner sich noch gar nicht als solche verstanden, nicht einmal so nannten. Die Konsulate auf albanischem Territorium wurden personell aufgestockt. Wer dort einen Job bekommen wollte, musste Albanisch sprechen. Manche Konsuln, wie Theodor Ippen, waren selbst anerkannte Forscher. Von Wien finanzierte Schulen wurden angehalten, nicht Propaganda für Österreich oder die katholische Kirche zu betreiben, sondern vielmehr das „Nationalgefühl“ der Albaner zu stärken. Der Stundenplan sei nicht wichtig, meinte ein Diplomat, schließlich werde kaum ein Absolvent sich in Österreich um eine Stelle bewerben. Wichtig sei vielmehr der „Geist“.

Weniger um Albanien und die Albaner allerdings ging es den Wiener Strategen als vielmehr um Serbien und Bulgarien – um potenzielle Feinde also, Mächte, die sich überdies um die Gunst Russlands bemühten, Österreichs großem Rivalen. Auf keinen Fall durfte eine dieser Mächte – über Kosovo oder über Mazedonien – Zugang zur Adria bekommen. Zwischen Otranto in Apulien und dem albanischen Vlorë liegen nur 70 Kilometer Meer. Russland hätte die den Österreichern die Zufahrt zu seinen Adria-Häfen verlegen und dessen Flotte kaltstellen können. Ein selbständiges Albanien war für die Donaumonarchie eine Lebensversicherung.

Ernten konnte Wien dann nach dem Ersten Balkankrieg 1912: Albanien wurde selbständig; Russen, Italiener, Briten und Deutsche gaben ihren Segen. Ein Wermutstopfen für Österreicher und Albaner war, dass der neue

Staat nicht so groß ausfiel, wie sie ihn gern gehabt hätten. Montenegro blieb vorerst selbständig, Kosovo fiel an Serbien.

Chancen auf Korrektur der Grenzen bot der Erste Weltkrieg. Anfang 1916 besetzte die österreichisch-ungarische Armee erst Montenegro und dann den Norden und die Mitte Albaniens – das, obwohl das Land sich für neutral erklärt hatte. Die Österreicher bemühten sich aber nach Kräften, als „Freunde“ aufzutreten und knüpften an das Nationalgefühl an. „Wir Truppen des großen Kaisers und Königs Franz Josef I. haben euer Land von Feinden befreit“, verkündete, ganz im Ton eines Kongo-Gouverneurs, der k. u. k. Corpskommandant Trollmann und fuhr fort: „Wir nehmen es jetzt in unsere Verwaltung, wir wollen es aber auch in Zukunft gegen jeden äußeren und inneren Feind schützen.“ Dazu müsse man die wilden Albaner militärisch „schulen und erziehen“ und sie „andere nützliche Dinge wie Lesen und Schreiben lehren“.

Dazu kam es nicht; mit dem Zerfall des Habsburgerreichs wurden überall in der Region die Karten neu gemischt. Die kleine Republik Österreich hatte im nunmehr fernen Albanien keine Interessen mehr. Die Forscher, deren Neugier damit natürlich noch nicht versiegt war, konnten nun freier forschen – wie der Wiener Norbert Jokl, der sich ganz der „albanesischen“ Sprache und Kultur verschrieb. An direkter Anschauung mangelte es dagegen. Albanien war in der Zwischenkriegszeit nur auf dem Papier ein Staat; in Wirklichkeit zerfiel es in regionale Interessengruppen. Reisen waren deshalb gefährlich; Norbert Jokl erblickte Land seiner Träume überhaupt erst 1937 zum ersten und einzigen Mal, nach gut einem Vierteljahrhundert Albanien-Forschung. Umgekehrt waren Besuche leichter. Ahmet Zogu, der spätere Präsident und noch spätere König Albaniens, hatte in Wien eine Geliebte. Dass Zogu 1924 Ziel eines Attentats vor der Wiener Oper wurde, rief das Land den Österreichern wieder in Erinnerung. Albaniens Ruf als Reiseland verbesserte der Anschlag allerdings nicht.

Die Rolle der „Schutzmacht“ Albaniens, die das kleine Österreich nicht mehr spielen konnte, übernahm jetzt das Italien Mussolinis. Es hinterließ auch, anders als zuvor Österreich, starke architektonische Spuren in der Hauptstadt: Durch die orientalischen Viertel wurden breite Schneisen geschlagen. Die ganze Innenstadt mit dem riesigen Skanderbeg-Platz in der Mitte bekam den Grundriss eines faschistischen Liktorenbeils.

Nicht nur für Albanien, auch für Österreich endete nach turbulenten Jahren die Phase der Selbständigkeit. Nach dem „Anschluss“ an Deutschland 1938 wurde der bedeutendste Albanologe Europas, Norbert Jokl, als Jude verhaftet und in einem weißrussischen Vernichtungslager umgebracht. Andere Österreicher dagegen dienten ihre Albanien-Kenntnisse der deutschen Wehrmacht an, die Italien 1943 in der Besetzung Albaniens ablöste. Albanerliebe und Slawenhass, zwei Erbstücke aus dem alten Österreich, fügten sich gut in die Rassenideologie der Nationalsozialisten. Noch 1985 veröffentlichte der Wiener Jurist Walter Peinsipp ein wissenschaftlich aufgemachtes Werk über den nordalbanischen Kanun, das zum großen Teil aus den Erfahrungen des Autors als Wehrmachtsoffizier zur Besatzungszeit zusammengesetzt war. In dem von der ethnologischen Fachwelt noch lange ernsthaft zitierten Buch schwärmte der Autor von den „prächtigen Adlerschädeln“ im „reinen“ und „unverfälschten“ Nordalbanien.

Nach dem Zweiten Weltkrieg herrschte erst einmal lange Funkstille zwischen Österreich und Albanien, auch wenn beide Länder schon 1956 wieder diplomatische Beziehungen aufnahmen. Das Interesse flackerte erst wieder auf, als sich in den Sechzigerjahren überall in Westeuropa und auch in Österreich kleine maoistische Grüppchen bildeten. Albanien unter dem kommunistischen Diktator Enver Hoxha hatte sich nach dem Bruch zwischen Moskau und Peking 1958 auf die Seite Chinas geschlagen und hielt das Andenken Stalins hoch. Wie die chinesischen hielten auch die albanischen Kommunisten Kontakt zu den studentischen Zirkeln im Westen, die sich an den „Mao Tse-tung-Ideen“ begeisterten.

In den Siebzigerjahren reisten dann, organisiert von einer „Österreichisch-albanischen Freundschaftsgesellschaft“, wieder kleine Gruppen aus Österreich in das isolierte und streng überwachte Albanien, damals, wie heute nur noch Nordkorea, ein weißer Fleck auf der touristischen Landkarte. Die jungen Mao-Fans aus Wien, aber auch aus Graz und sogar aus dem obersteirischen Knittelfeld, die daheim meist als langhaarige Bürgerschrecks verschrien waren, erwartete an der Grenze bei Han i Hotit ein Kulturschock. Sie mussten sich die Haare schneiden lassen. Ihre modischen Röhrenjeans wurden dem „Flaschentest“ unterzogen: Sie durften nur getragen werden, wenn sich eine Weinflasche durch das Hosenbein schieben ließ. Als sich

einmal sogar Mitglieder der linken Rockband „Die Schmetterlinge“ der Prozedur unterziehen musste, bekam das Geschehen an dem balkanischen Grenzbahnhof kurzfristig Nachrichtencharakter.

Exotik und Gruselfaktor garantierten auch der österreichischen Albanienforschung dann wieder eine gewisse Aufmerksamkeit. Erneut, und auch heute noch, liegt dabei ein besonderer Fokus auf Graz. Nur ein Jahr nach dem Ende der kommunistischen Herrschaft vereinbarte auf Initiative des Historikers Walter Höflechner die Universität Graz mit der in Shkodra eine Partnerschaft. Ganz wie zur Kaiserzeit stellte Graz wieder die Lektoren. Inzwischen ist die Zusammenarbeit mit der Uni in Tirana enger. Der Grazer Südosteuropa-Forscher Karl Kaser erlangte weitreichende Bekanntschaft mit seinen ethnologischen Forschungen in und um Albanien; seine Schüler besetzen heute etliche deutsche Lehrstühle. Die Albanien-Bilder des Grazer Fotografen und Historikers Robert Pichler genießen unter Kennern Kultstatus. Als in Albanien in den Neunzigerjahren bittere Not herrschte, begründete die Entwicklungshelferin Marianne Graf aus Gössendorf bei Graz ein Hilfswerk, das heute als „Albanien Austria Partnerschaft“ etliche Projekte im Land betreibt.

So riss das Band zwischen Albanien und Österreich, besonders der Steiermark, nie ab. Es erwies sich allerdings als elastisch: Mal lagen Welten zwischen beiden Ländern, mal nur Kilometer; mal verdankte sich die Verbindung ehrlichem Interesse, mal plumpem Machtstreben. Albanien ist heute eines von nur sechs Schwerpunktländern der – im europäischen Vergleich äußerst spärlichen – österreichischen Entwicklungszusammenarbeit, und wie alle anderen liegt es in Österreichs wirtschaftlichem Einflussbereich. Zwar sind die Hilfen, die die „Austrian Development Agency“ bietet, nicht von Gewinninteressen determiniert. Aber jedem ist klar, dass der gute Ruf, den altruistische Projekte abwerfen, von österreichischen Unternehmen kapitalisiert werden kann. Politisch setzt sich Österreich in der EU klar für Albaniens Beitritt ein. Geht es aber um konkrete Vorhaben, steht spätestens seit der Flüchtlingskrise von 2015 wieder die Grenzsicherung im Vordergrund: Albanien als Türhüter gegen die Fluten aus dem Orient; ganz wie einst, als der Kaiser so heftig dem tapferen Skanderbeg applaudierte.



shitet toka



ГАЗИНЕ РЪЯЮДИКЕ КРИТИКЕ ПОЛИТИКЕ АРТИСТИКЕ

SPUTNIK 07

PRILL 2014

LAZARATI KESHITJELLA E FUNDIT

■ VENEZUELA E CU NE SHKONDIKON SHKUR
 ■ VENEZUELA E CU NE SHKONDIKON SHKUR
 ■ VENEZUELA E CU SHKUR SHKONDIKON SHKUR
 ■ VENEZUELA E CU SHKUR SHKUR SHKUR
 ■ VENEZUELA E CU SHKUR SHKUR SHKUR SHKUR

ГАЗИНЕ РЪЯЮДИКЕ КРИТИКЕ ПОЛИТИКЕ АРТИСТИКЕ

SPUTNIK 09

QERSHTOR 2014

Qyteti qe ngrihet

ГАЗИНЕ РЪЯЮДИКЕ КРИТИКЕ ПОЛИТИКЕ АРТИСТИКЕ

SPUTNIK 10

MARRËZ 2014

ГАЗИНЕ РЪЯЮДИКЕ КРИТИКЕ ПОЛИТИКЕ АРТИСТИКЕ

SPUTNIK 11

SHTETI 2014

LA SOCIÉTÉ DU SPECTACLE

NE EPOMEN E WASHINGTON UNIVERSAL, TE THRASH TE VERIZEN ESHTË NE ANE REVOLUCION

ГАЗИНЕ РЪЯЮДИКЕ КРИТИКЕ ПОЛИТИКЕ АРТИСТИКЕ

SPUTNIK 12

ZHËNËTOR 2014

ONE NATION UNDER THE LONELY PAINTER

Gentian Shkurti
Frames



When we define the size and shape of the canvas for a painting before we begin work on it, all of this contributes to its composition. This restriction makes it necessary to create

as balanced an image as possible within the pre-defined shape of the frame. A realistic painting is an attempt to immortalise a moment of life as the painter sees it. In landscape

painting, capturing the moment sought by the painter takes longer than the constant motion of the objects. The slow transformation of the landscape before the painter's eyes allows him

to depict it realistically in a pleasant manner. In the cycle of landscapes entitled "Frames", Shkurti attempts to capture a moment from the reality of his selected landscapes.



Wenn für ein Gemälde schon vor Arbeitsbeginn die Größe und Form der Leinwand festgelegt werden, dient dies alles seiner Komposition. Diese Einschränkung führt dazu, dass innerhalb der zuvor definierten Rahmenform ein

möglichst ausgeglichenes Bild erstellt werden muss. Ein realistisches Gemälde versucht, einen Moment des Lebens aus der Sicht des Malers zu verewigen. In der Landschaftsmalerei dauert die Erfassung des Moments,

den der Maler erfassen möchte, länger als die ständige Bewegung der Objekte. Durch die langsame Veränderung der Landschaft vor den Augen des Malers ist ihre realistische Darstellung auf angenehme Weise möglich. Im

Landschaftszyklus „Frames“ versucht Shkurti, einen Moment aus der Realität der von ihm gewählten Landschaften einzufangen.



Robert Pichler Kioske

Kioske – Temporäre Architektur und Lebenswelten an der albanischen Küste

Kioske ist ein Projekt über temporäre Architektur und Lebenswelten an der albanischen Küste. Die Buden und Gebäude, die an entlegeneren Küstenabschnitten zu touristischen Zwecken errichtet wurden (auf Albanisch *kioske* genannt), repräsentieren eine vielschichtige Improvisationskultur, die auf den Übergang vom stalinistischen Überwachungsstaat zu ungezügelter Marktwirtschaft verweist. Die Bauweise, das verwendete Material,

die Positionierung und Dimensionierung, die stilistischen Elemente und die farbliche Gestaltung, all das verweist auf ein im Mittelmeerraum einzigartiges Potpourri an ‚lebendiger Architektur‘, die (noch) nicht aus einem Guss ist und dem Plan einer übergeordneten Institution oder eines kollektiven Willens unterworfen wurde. Der detaillierte Blick auf diese Architektur und die mit ihr verbundene Lebensweise ermöglicht überraschende Einblicke in die Deutung des vermeintlich Marginalen.

Kiosks – Temporary architecture and lifeworlds on the Albanian coast

Kiosks is a project about temporary architecture and lifeworlds on the Albanian coast. The booths and buildings (*kioske* in Albanian) installed for tourism purposes at remote locations along the coast represent a multilayered makeshift culture that harks back to the transition from the Stalinist surveillance state to unbridled market economy. The mode of construction, the material, the position and dimensions, the stylistic elements

and the colouring all point to a pot-pourri-unique in the Mediterranean area–of “living architecture” that is not (yet) all of a piece or subjected to the plan of an overarching institution or collective will. The detailed view of this architecture and the associated lifestyle affords an astonishing glimpse of how we interpret places perceived to be marginal.



Temporary architecture and social live worlds on the Albanian coast

Walking along the long beach north of the port town of Durrës in the fall of 2010, I noticed several desolate structures made mostly of wood which had been set up on the sand rapidly and without any sophisticated planning. Some of these cabins had wooden stairs leading down to the sea and in several of them wooden or even tiled floors had been installed. Little effort had been made to protect the structures against the effects of winter weather; apparently one was not certain whether the structures would be used the following season.

Looking at the photographs which I developed only years later, I became aware again of the strange and mysterious aspects of this architecture. I wanted to learn more about the origin of these structures and also about life on the coast, far from the big cities. Together with a friend, the photographer Christoph Grill, I began, early in February 2015, to systematically search for these structures in the remote coastal areas of Albania. On two week-long journeys—the second was in 2017—, we travelling from Velipoja in the north to Oriku in the south, roaming through even the remotest coastal areas, we found many different forms

of temporary architecture and met people who told us how their lives had unfolded in these marginal areas. We quickly realized that the architecture and the way of life of the people on the coast were closely tied to each other. These structures, in Albanian kioskë, reflected a varied culture of improvisation as a result of the turbulent transition from the Stalinist surveillance regime to an unrestrained market economy and a weak state. The remote coastal regions mutated to areas where people at least temporarily were trying to make ends meet.

Albania's heritage of a restrictive mobility policy

Socialist Albania was not only isolated from the outer world, also inside the country mobility was severely restricted. It was not easy to move from the mountains to the plains, and also not from the villages in the plains to the cities. The intended aim of this policy was to bring the living conditions of all inhabitants in the entire country to an equal level. The farmers in the mountains and the industrial workers in the cities were to be integrated equally into the socialist way of life and merge into one 'national class body'. Therefore, the mountain regions—Albania is for the most part a mountainous country—remained the main place of residence

of a large part of the population; migration to the plains or to the city was possible only under certain conditions and was strictly regulated.

The coastal areas, however, were comparatively sparsely inhabited. Except for the few bigger coastal cities, migration to these areas remained low. The reasons therefor related to ecology—some areas were still marshy and malarious and had yet to be drained—and to security policy—the coast was a national border and had to be strictly supervised by the military. Tourism remained restricted to a few places where workers were allowed to spend their holidays in closed-off resorts at selected times. In the south of the country where the Greek island of Corfu is only a few kilometres away and even the Italian town of Otranto is not far away, access to the sea was generally forbidden. The strictly supervised and hermetically sealed border area covered the entire Albanian Adriatic coast. Over the last years, several of the military installations were shut down. One can move about in those areas without restraint today. In Vain, a nature reserve near the town of Lezhë, the former military buildings are slowly becoming overgrown with vegetation. Inside the buildings, remains from the time when Albania was allied with China (until 1974) can still be found.

One positive consequence of this paranoid border surveillance was that this many-faceted coastal landscape remained pristine over wide stretches and suffered only few interventions.

The breakdown of the communist system in 1991 in Albania meant not only the collapse of the authoritarian regime there but also the failure of the already extremely ailing economy which had been based on self-sufficiency. The abrupt withdrawal of the state from nearly all spheres of life caused a mass exodus from the mountains to the cities and to the coast from where many tried to cross the Adriatic Sea and to escape to Italy. Before long, the coastal regions became the new living space for hundreds of thousands, and seaports such as Durrës, Vlorë and Saranda turned into wild-growing agglomerations of settlements. The opening of the coast was accompanied by its touristic exploitation. With investments from abroad, countless hotel buildings shot up along extensive beach and coastal areas near the cities. Also, the remoter regions along the coast which in the past had been uninhabited or only sparsely inhabited were taken in possession by immigrants and used as

survival space. For lack of economic structures and sustainable communal planning, an often wild-growing new architecture developed which was steered by individual capabilities and needs without consideration of communal, social and ecological conditions.

Architecture and lifestyle on the coast

'Kiosks' addresses this turbulent process based on varied improvisation which is the result of the socio-economic and cultural change in a detailed view of the architecture of these structures and their social background. The construction method, the material used, the positioning and dimensioning, the stylistic elements and the colours—all of these reveal a potpourri of 'living architecture' unique in the Mediterranean area which is not (yet) homogenous and has not been subjected to the plan of a superior institution or a collective will. Often, they are rapidly carpentered huts used in summer for selling drinks, sometimes brick-built structures that are also used as living quarters and convey the impression of durability and affinity for the neighbourhood. At a distance from the big coastal cities, these structures are not yet shaped according to the standardized market-oriented aesthetics of tourist architecture, but they spring from the creative improvisation of people using and shaping this living space with their often humble means.

We explored these buildings and living spaces in the off-season because it is particularly in this phase of non-use and lack of functionality that the ephemeral character and fragility of their existence come to the fore.

Some places we visited a second time and in the two years between our journeys, the structures have changed, some more and some less.

Social environments

In Divjakë, we met Ferdinand—all of a sudden, he was standing there in front of us, scrutinizing us with a stern eye and wanting to know what we were up to. He was there to check if everything was in order, he worked as custodian of holiday homes for some well off persons. In the beginning, he did not believe us when we said that we were only there to take pictures of the structures. But he was also reluctant to prohibit our photographing, so he decided to accompany us. His scepticism soon gave way to curiosity. He wanted to know more about our project and began to tell us about his life. As a child, his teacher attested him great creative



potential, he liked to draw, paint and design and would have liked to practise a creative profession, but his career choice was decided by others. There were already enough art teachers and also other schoolteachers; the competent authority decided that he should become a veterinarian. This was not a bad prospect, although he was not particularly interested in the subject—but he had no choice. After the fall of communism, he worked for a company which exported cattle to Austria. In 2004, he switched to a communal enterprise in his hometown Lushnjë, but after the following change of government he lost his job and has not found employment in his field since. For the past two years, he has worked here as a warden during the winter months and alongside collected worms on the beach which he sold to fishermen for a few Lekë. We spent the whole morning together, he showed us around and helped us set up the tripod and attentively observed our movements. When we said goodbye, he said that we reminded him of his youth and that he was happy to have met us because now he could see his surroundings with different eyes.

The fishermen we met on the canal of Karavasta came regularly to spend the day on the coast. They were men between the ages of 40 and 60 who had lost their jobs. Many of them had tried to find jobs abroad but had returned and would maybe try again sometime. In Lushnjë, their hometown, they had no prospect of finding permanent employment. As Irfan told

us, they regularly drive here in a bus they hire together, or they organise two or three cars for the approximately 25 kilometres long trip. It was always very quiet here in the morning, they said; few words were exchanged, and one heard only the sounds of the birds. They split up and each of them goes to his own spot along the canal. In the afternoon, they meet up again, make a fire and grill the fish they catch. They always keep enough for their families, but only rarely do they catch enough fish to sell. For the fishermen of Karavasta, the coast is a space to live, a space to survive, providing for them and helping them preserve some semblance of dignity, a bearable life distinct from the post-socialist daily routine.

On a road north of Vlorë, we meet Dhimitër who was on his way to the city with a load of plastic waste. When he saw that we were taking pictures of a devastated forest, he stopped and explained the cause of the devastation. Several weeks ago, a tornado had ravaged here, trees went down like ninepins, but not only that, also entire roofs were blown off and many huts on the beach were simply swept away. There never were storms like that here before, he said. He had worked in this area for many years and was employed by an ironworking company for 30 years. During communism, things were better for him, after the fall of communism he tried to find work in Greece, he thought his name alone might improve his odds, but Greece was a disappointment; later, he tried his luck in Italy, but that was equally disappointing. Four months



ago, he still had a regular job here, then he was fired. He has been in the 'plastic business' for a few months now. He collects plastic waste which during winter, when the rivers are high, is swept to the sea and then back to the shore. He has built his own transporter. He gets 20 Lekë per kilogram plastic (equivalent to 15 cents); a foreign company buys the plastic. He would prefer to find something better, but for the moment it is the best he can do. In Albania, you must always be prepared for anything, he said.

Since 2013, several initiatives were started to prohibit informal economy. For Prime Minister Edi Rama, the elimination of the illegally built structures and the prohibition of informal street trading were among his prime political targets: he wanted to change all of Albania in the same way he had changed Tirana when he was mayor there (bringing him great international acclaim). And indeed, precisely during our stay there in 2015, many beach cafés and illegally built restaurants were torn down.

But the initial vigour quickly dissipated. As so often in Albania, well intentioned and ambitious projects fail due to lack of sustainability. The reasons are manifold: politicking just before elections, communal administrations counteracting instructions from the capital, corruption of the executive forces and, especially in the construction sector, the power of big building contractors who themselves are part of this informal economy and are influential enough to pressure the government.

Temporary architecture on the coast is disappearing noticeably. The more the beaches are taken over by the tourism industry, the more the architecture becomes standardized. But even on remote beaches, new modern varieties have sprung up, of simpler design and with a more closed outer shell, built on solid foundations and with materials that better resist atmospheric conditions. The windows, too, are more stable, with thicker glass and plastic frames.

Improvisation is beginning to play a lesser role and temporary structures are increasingly becoming buildings or entire housing complexes geared towards durability and trying to answer to the requirements of upscale tourism.

This does not mean, however, that the people's living conditions have improved correspondingly. The neoliberal post-socialist economy generates more losers than winners, even if at first sight it looks as if the situation in Albania were improving. In fact, the social gap is widening. What partially cushions poverty are the close social networks that stretch even beyond the nation's borders and ensure a certain degree of social security. The solidarity of migrants with those at home, with the elderly and with those who have not succeeded has, however, rapidly decreased over the last years. The transnational solidarity has become fragile and Western models of life are becoming more and more prevalent, so that for many, the informal economy is the niche with which to secure a living.

Eva Mahr Skanderbeg

Eva Mahr nähert sich als Malerin dem Skanderbeg-Platz in Tirana. Der geschichtsträchtige Platz wurde in den letzten Jahrzehnten wiederholt umgestaltet und steht gleichsam als Spiegel für den Wandel der (gesellschafts-) politischen Situation in Albanien. Die letzte Umgestaltung wurde von den Vereinigten Arabischen Emiraten mitfinanziert. Eva Mahr hat versucht, in ihrem Triptychon auf die Monumentalität des Platzes einzugehen, und bezieht die Raumperspektive als zentrales Element in ihre Diskussion ein. Sie gebraucht sie nicht nur als Stilmittel und Werkzeug im handwerklichen Sinn, sondern verwendet sie auch als inhaltliche Auseinandersetzung mit der unbändigen Größe des Platzes.

Eva Mahr approaches Skanderbeg Square in Tirana as a painter. Steeped in history, the square has been redesigned several times in recent decades and in a sense reflects the transformation of the (socio)political situation in Albania. The most recent redevelopment was co-funded by the United Arab Emirates. In her triptych, Eva Mahr has tried to address the monumentality of the square, incorporating three-dimensional perspective as a central element into her discussion. She uses it not merely as a stylistic device and tool in the technical sense, but also as a way of probing the overwhelming scale of the place.

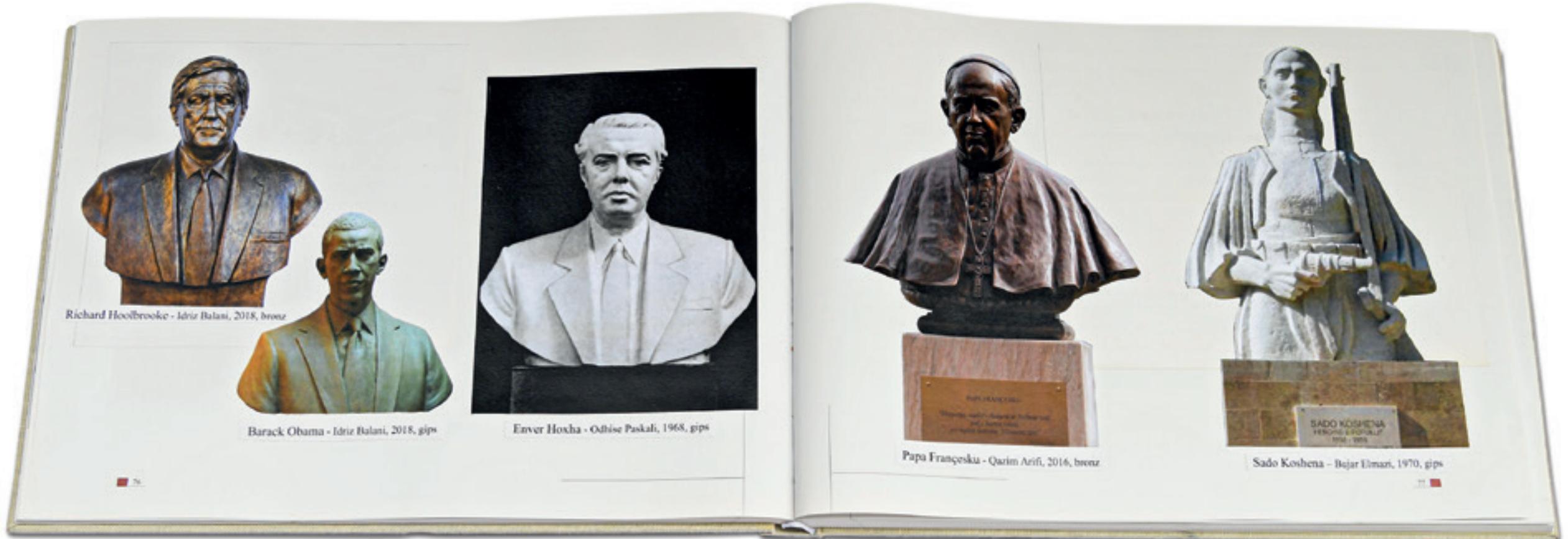
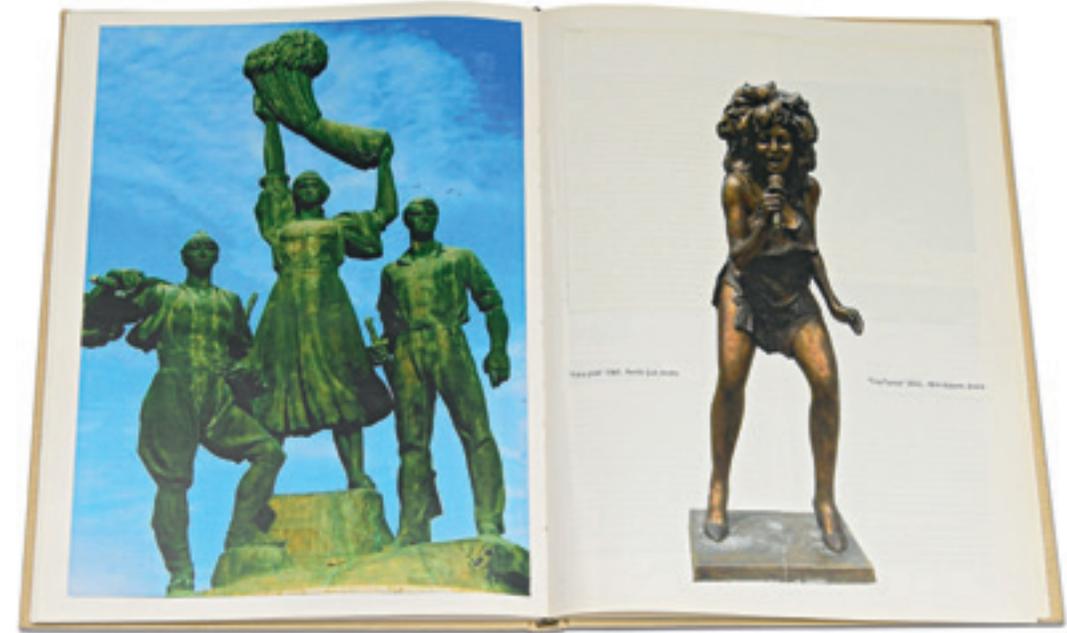


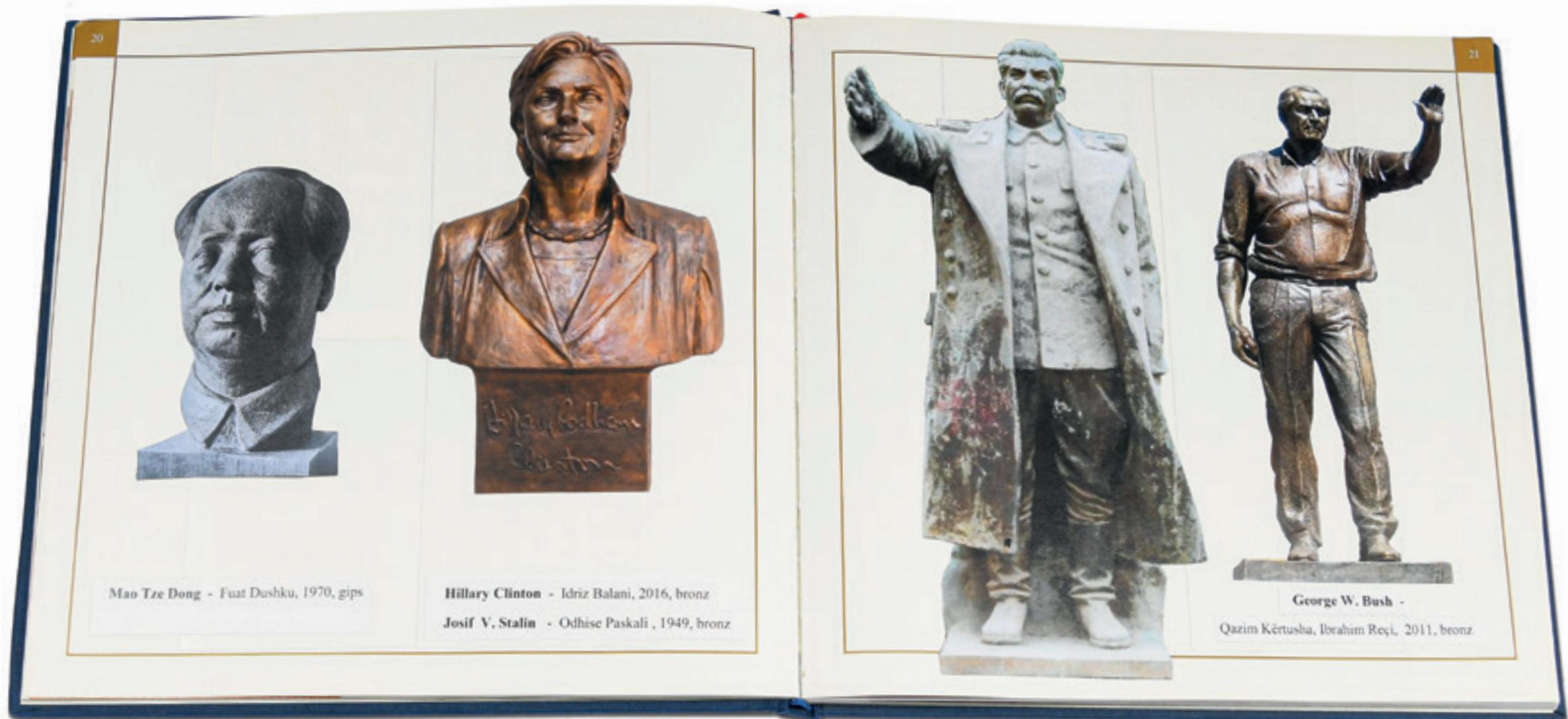


Alban Hajdinaj Old Books, New Stories

“Old books, new stories” is a series of collages on the pages of books. I made fictitious art books in the style of art history (encyclopaedia). I selected images of monuments found throughout the country. I am interested in the conceptual tension between the most recent and the oldest statues, most of which have been removed from public space today. The historical figures depicted by the statues differ from one another, however, and stem from different epochs and convictions that view them in a very similar way aesthetically. Straight away, their role in public space is the same. They adapt in the same way to the public and urban setting. Rather than a rupture, it is a history of continuation.

„Alte Bücher, neue Geschichten“ ist eine Serie von Collagen auf Buchseiten. Ich habe fiktive Kunstbücher der Art Kunstgeschichte (Enzyklopädie) erstellt. Ich habe Bilder von Denkmälern ausgewählt, die im ganzen Land zu finden sind. Ich interessiere mich für die konzeptionelle Spannung zwischen den jüngsten und den alten Statuen, die heute größtenteils aus dem öffentlichen Bereich entfernt sind. Die historischen Figuren, die durch die Statuen dargestellt werden, unterscheiden sich jedoch voneinander und gehören unterschiedlichen Epochen und Überzeugungen an, die sie vom ästhetischen Standpunkt aus sehr ähnlich sehen. Sofort ist ihre Rolle im öffentlichen Bereich die gleiche. Sie passen sich in gleicher Weise dem öffentlichen und städtischen Umfeld an. Es ist eher eine Geschichte der Fortsetzung, als die eines Bruchs.





Mao Tze Dong - Fuat Dushku, 1970, gips

Hillary Clinton - Idriz Balani, 2016, bronz

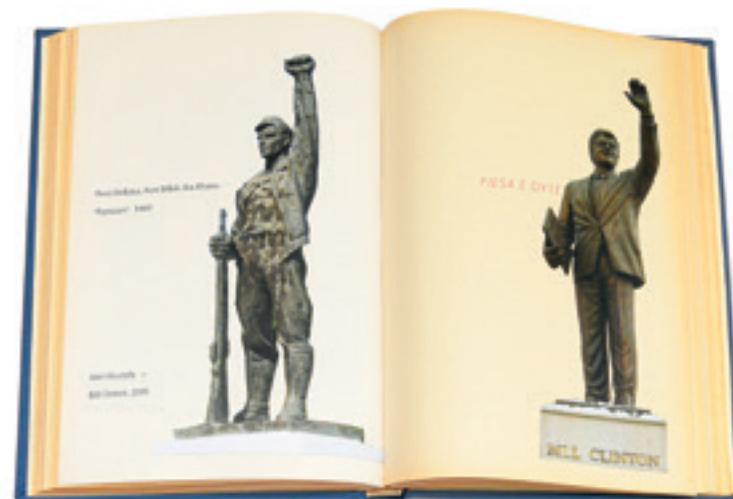
Josif V. Stalin - Odhise Paskali, 1949, bronz

George W. Bush -
Qazim Kërtusha, Ibrahim Reçi, 2011, bronz



Klementina Kufina - V. & L. Lashin, 1958, bronz

Arben Rexhep - Mirk Agaj, 2013, bronz



Bill Clinton - Mirk Agaj, 2013, bronz

BILL CLINTON



Katër heroinat e Mirditës. 1971

Andrea Mano, Fuat Dushku, Perikli Çuli, Dhimo Gogollari



Tina Turner – Hilmi Kasemi, 2015

Mick Jagger- Arben Bajo 2015

Bob Dylan, Dylber Neziri 2015

John Lennon – Qazim Kértusha 2011

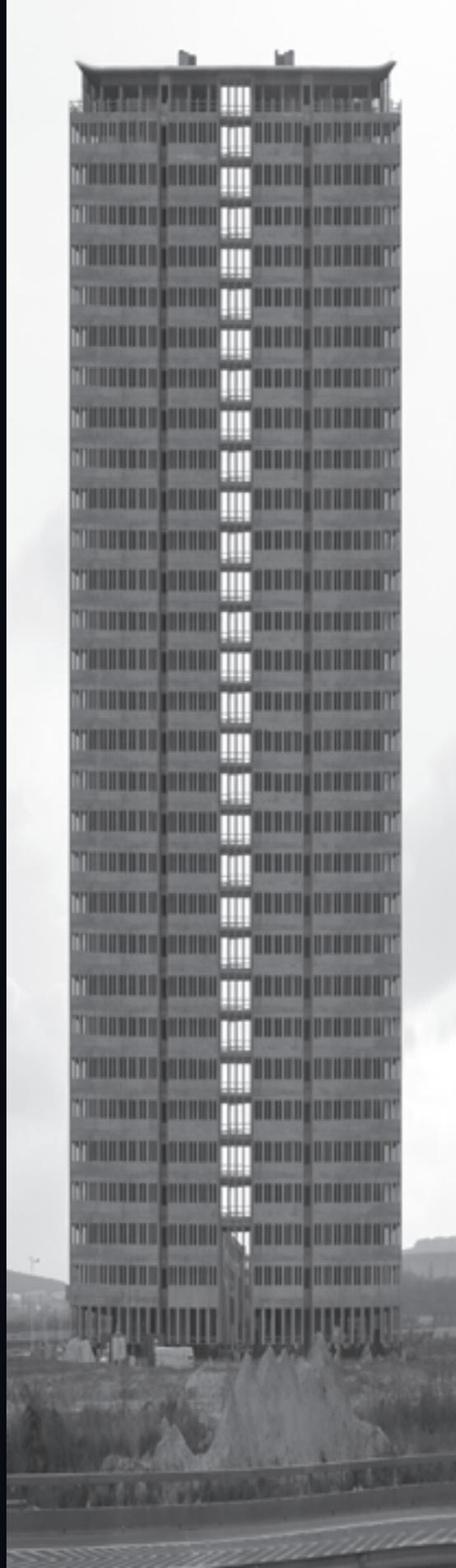
Robert Krenn
Achse der Zerstörung
(Axis of Destruction)

Der Maler Robert Krenn bedient sich der Mittel der Fotografie und beleuchtet einen neuen Abschnitt in der Nähe des Tirana Boulevards, der sich mit monumentaler Wucht und „gentrifizierend“ über ehemalige oft illegale Siedlungsgebiete wälzt. Beziehungsweise gewälzt wurde. Dieses Projekt wurde mit den üblichen Mitteln (Absiedlung der Bevölkerung und ähnliche Kollateralschäden) durchgesetzt. Krenn findet diesen Teil des Boulevards am späten Vormittag fast menschenleer vor und nimmt die Einladung dankbar an.

The painter Robert Krenn uses photographic techniques to examine a new area nearby the Tirana Boulevard that is spreading (or has been spread) with monumental, gentrifying force, engulfing former—often illegal—housing settlements. This project was rammed through with the usual means (resettlement of the local population and similar collateral damage). Coming here in the late morning, Krenn finds this part of the boulevard almost deserted, gratefully accepting this invitation.



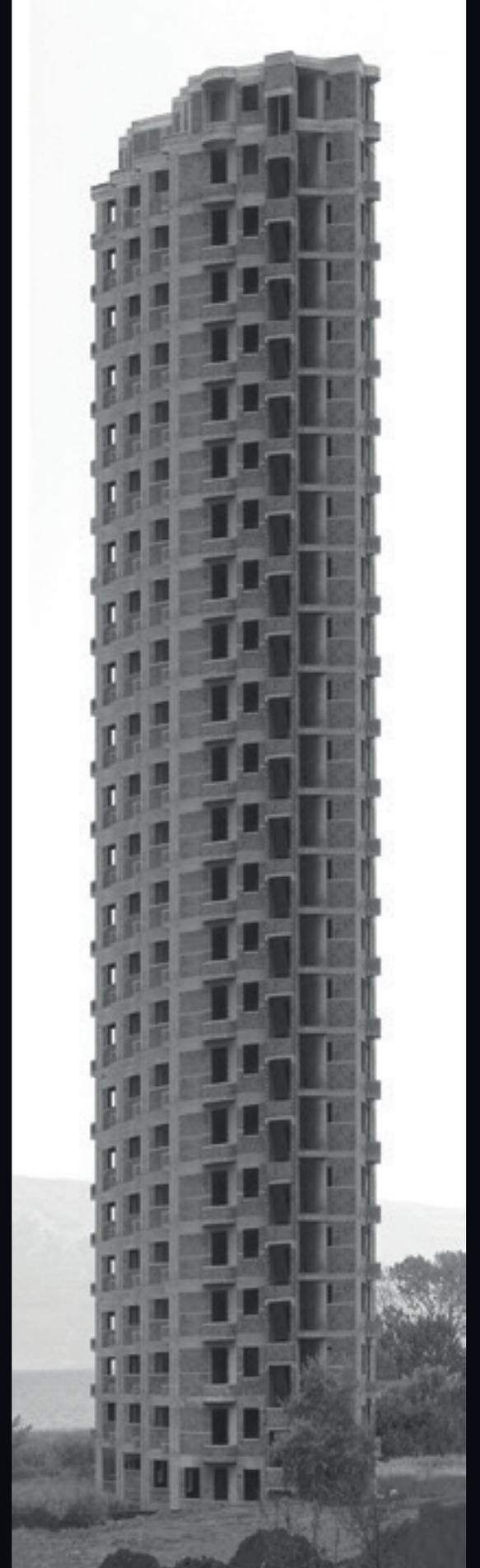




Dritan Hyska Vertical Proposal

Dritan Hyska's works present a new view of the concept of contemporary monuments. The photographs are not only a chronicle of reality but also a timely articulation of the imagery. Architectural structures that populate the landscape and that the artist sets out to photograph are reminiscent of minimalist sculptures. These endless buildings were represented as monuments, as memorials to the history and politics of our time, devoid of any nostalgia. The vertical proposal is site-specific and the work assumes its specific form depending on the space available. The photograph extends the full height of the room, thus taking its place in its setting.

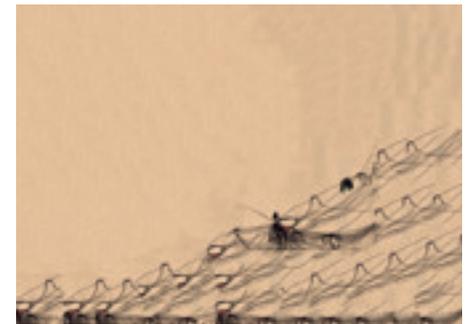
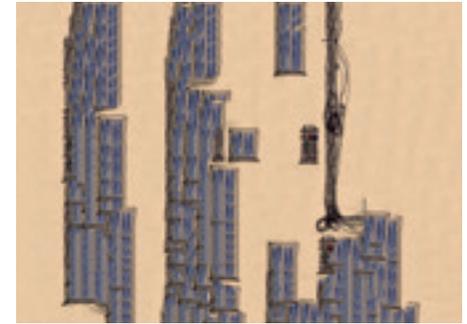
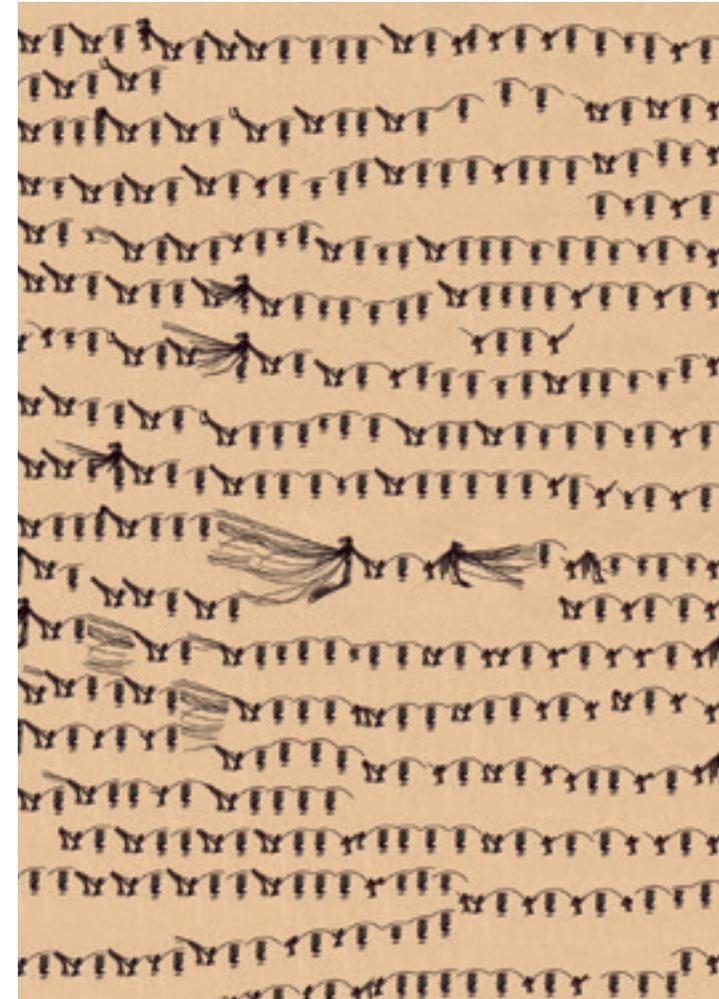
Die Arbeiten von Dritan Hyska zeigen eine neue Sicht auf das Konzept der Denkmäler unserer Zeit. Die Fotos sind nicht nur eine Chronik der Realität, sondern die aktuelle Artikulation der Bildsprache. Architektonische Strukturen, die die Landschaft füllen und die der Künstler fotografieren möchte, erinnern an minimalistische Skulpturen. Diese unendlichen Gebäude wurden als Monumente, als Denkmäler der Geschichte und der Politik unserer Zeit ohne Nostalgie dargestellt. Der vertikale Vorschlag ist ortsspezifisch, die Arbeit nimmt je nach verfügbarem Raum Form und Gestalt an. Das Foto dehnt sich über die gesamte Höhe des Raums und nimmt so seinen Platz im Raum ein.

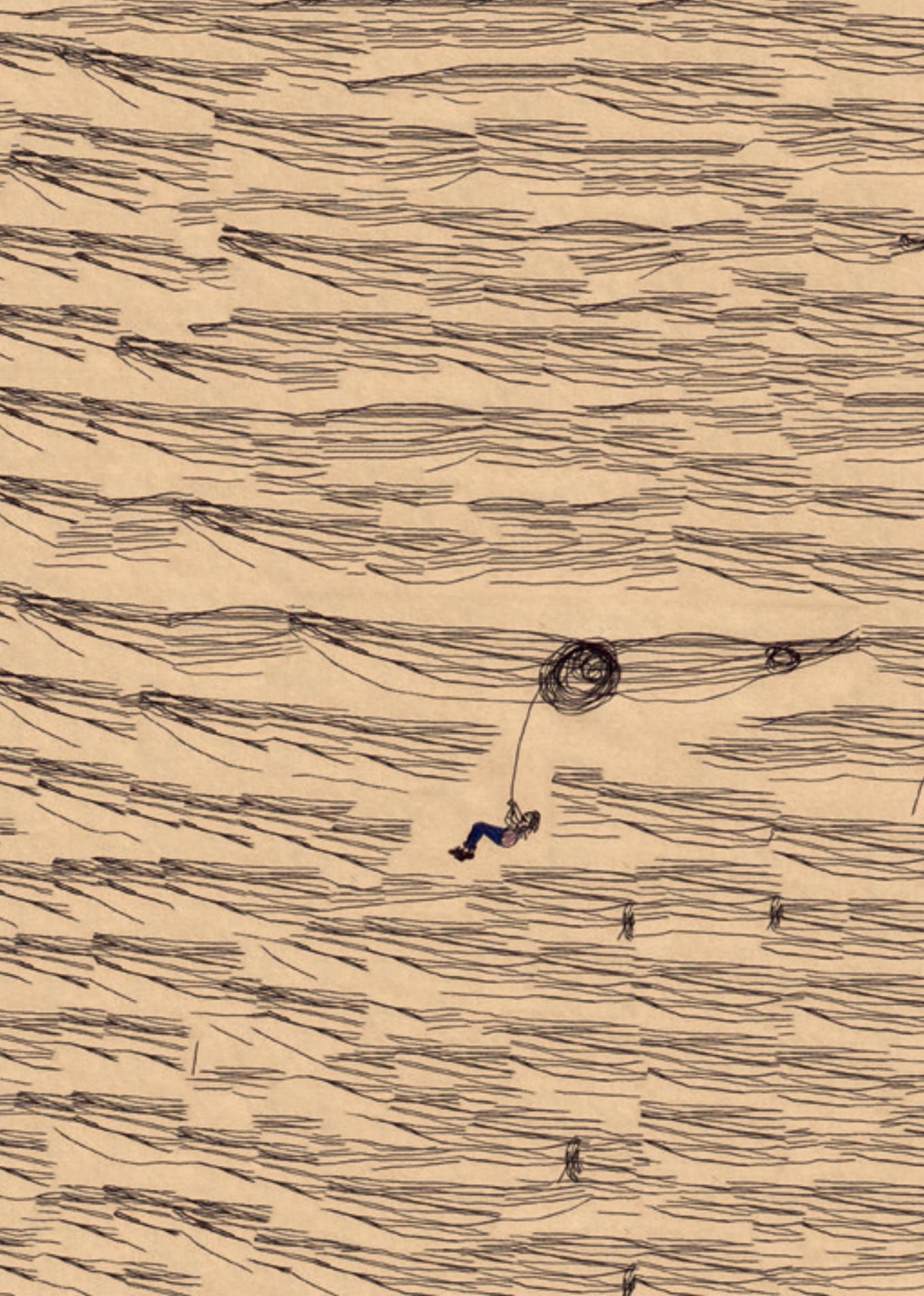


Matilda Odobashi Error!Error!

Odobashi: "These drawings are a continuous quest to understand the history of my city, its fabric and the host of memories behind the curtains of its fabric. What I want to do is decipher the spaces and places of the people who rewrite the history of their city through the lenses of nostalgia, because nostalgia always addresses spiritual aspects. Encountering silence, it searches for memorable signs, misinterpreting them in its desperation. The drawings I made and the photographs I took in the public and private space of the city, and that I deliberately modified, illustrate this misinterpretation of common history through the lenses of personal memory."

Zitat Odobashi: „Diese Arbeiten sind eine kontinuierliche Suche nach dem Verständnis der Geschichte meiner Stadt, ihres Gewebes und der Vielzahl von Erinnerungen jenseits der Vorhänge ihres Gewebes. Mein Ziel ist es, die Räume und Orte dieser Menschen zu entschlüsseln, die durch die Linsen der Nostalgie die Geschichte ihrer Stadt neu schreiben, weil die Nostalgie immer nach einem spirituellen Adressaten sucht. Der Stille begegnend sucht sie nach denkwürdigen Zeichen, die sie verzweifelt falsch interpretiert. Die von mir im öffentlichen und privaten Raum der Stadt aufgenommenen Zeichnungen und Fotos, die ich absichtlich verändert habe, zeigen diese Fehlinterpretation der gemeinsamen Geschichte durch die Linsen des persönlichen Gedächtnisses.“







Impressum

Herausgeber und Kurator:
Michael Petrowitsch

Layout:
Atelier Neubacher

Druck:
Medienfabrik Graz

Fotos:
Thomas Raggam
Clara Wildberger

© Texte: bei den Autorinnen und Autoren
© Fotos: bei den Künstlerinnen und Künstlern,
Fotografinnen und Fotografen

Sollten trotz ausführlicher Recherche etwaige
Veröffentlichsrechte verletzt worden sein,
ersuchen wir um Verständnis.

Mit Unterstützung von
Steiermark Kultur, Europa, Außenbeziehungen
und Stadt Graz Kultur

Eine Produktion von EPeKA Austria
in Zusammenarbeit mit Haus der Architektur

ISBN 978-3-9504374-3-0

© 2018



shitet toka

Albanien entwickelt sich einerseits international zunehmend zu einem Objekt des aktiven Handelns und zu einem wertvollen politischen Mitspieler auf europäischer Ebene, außerdem nimmt der Stellenwert Albaniens als immer beliebter werdendes Reiseziel stetig zu. Gleichzeitig verliert das Land zusehens den Nimbus des „Exotischen“. Die Schau versammelt albanische und steirische Positionen – die gezeigten Arbeiten wurden speziell für die Ausstellung entwickelt – die gleichsam als Momentaufnahme gelten und außerdem die architektonischen Aspekte beleuchten.

Ausstellungskatalog

HDA Haus der Architektur, Graz

12.12.2019 – 17.01.2020

Mit: Alban Hajdinaj, Dritan Hyska, Robert Krenn,
Eva Mahr, Matilda Odobashi, Robert Pichler,
Gentian Shkurti, Ergin Zaloshnja
Kuratiert von Michael Petrowitsch

ISBN 978-3-9504374-3-0

